

Zusätzlicher Download zur Publikation:

Langfeld, Andreas (2019): Elternschaft in jungen Familien zwischen Lebenswelt und Institution – Eine qualitative Studie zu Erziehungserfahrungen und familienbiographischen Prozessen. Bad Heilbrunn: Klinkhardt

*„Playstation aus, Fahrradverbot und dann kriegen sie sich ein, dann ist gut, aber Schläge erziehen meine Kinder nicht.“* – Evgenia, die alleinerziehende Mutter im strukturell belasteten Familienalltag

Evgenia ist zum Zeitpunkt des Interviews vierzig Jahre alt und wohnt mit ihren zwei Kindern, dem 11-jährigen Michael und der 10-jährigen Alissa, in einem Anklamer Neubauviertel. Die Alleinerziehende mit Migrationshintergrund lebt von Hartz IV-Bezüge, deren vollen Anspruch sie durch verschiedene Arbeitsgelegenheiten mit Mehraufwandsentschädigung geltend machen muss. Beide Kinder besuchen Förderschulen in der Region. Evgenia geht seit einigen Monaten einem Praktikum in einer Gärtnerei nach. Nach insgesamt fünf gescheiterten Ausbildungsversuchen, u.a. zur Hauswirtschafterin, Forstarbeiterin oder Altenpflegerin, hat sie die Hoffnung, in dem neuen Betrieb als Lehrling übernommen und später als Facharbeiterin eingestellt zu werden. Die sozialökonomische Situation der Familie erweist sich vor diesem Hintergrund bisher als eher prekär. „Wenn du gehst nicht arbeiten, Geld gestrichen. Und ich hab auch noch zwei Kinder, das auch Problem, ich muss auch Kinder ernähren und so.“

Evgenia wird 1969 in Kasachstan geboren und wächst als einzige Schwester von drei Brüdern in einem katholischen Elternhaus auf. Als Enkelin sogenannter Kasachstandeutscher gehört sie mit ihrer Familie zu einer kulturellen Minderheit, die in der ehemaligen UDSSR gesellschaftlichen Diskriminierungs- und Marginalisierungsprozessen ausgesetzt war, was sich etwa häufig in spezifischen Berufs- oder Ausbildungsverböten äußerte. So muss auch Evgenias Vater „weit weg arbeiten“, um mit einem geringen Einkommen die Familie abzusichern. Die nicht erwerbstätige Mutter erzieht die vier Kinder überwiegend alleine. In den Kindheitserinnerungen von Evgenia wird dabei ein traditionelles, geschlechtsspezifisches Erziehungsverhalten sichtbar. Die Mutter wird insbesondere gegenüber ihrer Tochter als autoritär beschrieben. Als einzige Tochter ist Evgenia für den Haushalt zuständig und muss auch den älteren Brüdern hinterherräumen. Nach der achten Klasse beendet Evgenia ihre Schullaufbahn. Als sie im Anschluss keine Ausbildungsstelle bekommt, arbeitet sie in ihrer ehemaligen Schule als Reinigungskraft. 1995 wandert die Familie nach Deutschland aus. Die damals 26-Jährige zieht mit ihrem jüngeren Bruder und ihren Eltern nach Anklam, während sich die älteren Brüder in Stuttgart niederlassen. Im Rahmen der gesetzlichen Bestimmungen für Spätaussiedler erwirbt Evgenia die deutsche Staatsbürgerschaft.

Mit 29 Jahren lernt die junge Frau in Anklam einen Mann kennen, mit dem sie zwei Jahre in einer Beziehung lebt. Aus dieser Zeit gehen die zwei Kinder hervor. Ob Michael und Alissa nach der Trennung der Eltern zum Vater weiterhin in Kontakt standen, bleibt unklar. Bis auf die Tatsache, dass der Mann vor „ein paar Jahren“ gestorben ist, gibt die seitdem alleinerziehende und alleinstehende Mutter keine Auskünfte über ihren damaligen Partner.

Insgesamt verfügt Evgenia über gute deutsche Sprachkenntnisse, so dass sie stets auf die Fragen im Interviewverlauf reagieren kann, wobei Erzählaufforderungen mitunter wiederholt und umformuliert werden müssen. Wenngleich das Antwortverhalten durch eine vergleichsweise geringere sprachliche Expressivität und Ausdrucksfähigkeit geprägt ist, eignen sich die Erzählungen und Beschreibungen zum Elternschaftsverlauf der Mutter dennoch für eine formale und inhaltliche Analyse.

Nach dem familienbiographischen Erzählstimulus steigt Evgenia zunächst mit kursorischen Darstellungen der verschiedenen familialen Belastungsmomente ein. Im Vordergrund steht dabei ein aktueller Mutter-Sohn-Konflikt, in dem sogleich die eigentliche familiale Erziehungsproblematik zum Ausdruck kommt: „Er will jetzt versuchen bei mir durchzusetzen, aber ich habe gesagt: ‚Gib‘s nichts. Ich bin doch Chef.‘ Und da muss ich mich schon durchsetzen bei ihm und so.“ Gleich zu Beginn des Interviews wird das zunehmende Krisenpotential eines statischen, traditionell-hierarchischen Generationenkonzeptes der Mutter sichtbar, in dessen Rahmen sie sich ihrer subjektiven Autoritätsansprüche gegenüber dem frühadoleszenten Sohn immer wieder vergewissern muss. In einer anschließenden Detaillierung verdeutlicht sie beispielhaft ihren Umgang mit Regelverstößen und abweichenden Verhaltensweisen ihrer Kinder. Dabei kommen Handlungsstrategien zum Vorschein, die in erster Linie auf eine Orientierung der Mutter an negativen Formen der Verhaltenskontrolle hinweisen, wie etwa Bestrafungen in Form von Entzügen und Verboten. „Dann sag ich so, heute gibt‘s kein Playstation spielen oder Fernsehen gucken.“ Der Tochter, die nicht in den Hort möchte und bereits einmal aus der Einrichtung weggelaufen ist, droht die Mutter mit staatlichen Repressalien. „Und da hab ich gesagt: ‚Wenn du das noch mal machst, dann ist die Polizei vor der Tür.‘“ Dabei ist Evgenia mit ihren verschiedenen MAE-Tätigkeiten und dem Praktikum inzwischen auf institutionelle Nachmittagsbetreuung angewiesen.

Als nächsten Punkt führt die 40-Jährige die schwierigen sozialräumlichen Aufwuchsbedingungen und die sozialen Integrationsprobleme ihrer Kinder an. Nachdem sie zunächst die vielen regionalen Freizeitangebote, die es in der Kleinstadt gibt, positiv hervorhebt, schildert sie die Diskriminierungserfahrungen, die ihre Familie im Nachbarschaftsmilieu regelmäßig macht. Insbesondere die Kinder erleben sowohl in der Schule als auch im näheren sozialen Umfeld immer wieder Gewalt, mal mit persönlicher Beteiligung, mal als Beobachter. Auch Evgenia sieht sich häufig Beleidigungen, nicht nur von Erwachsenen sondern auch von Nachbarskindern, ausgesetzt. „‚Halt deine Klappe, du alte Schlampe‘, sagen die Kinder dann auch zu Erwachsenen.“ Wenn sie diese Verhaltensweisen bei ihren eigenen Kindern bemerkt, dann reagiert die Mutter mit Stubenarrest. „Aber ab und zu heulen sie: ‚Ich will nach draußen.‘ ‚Musst du lieb sein, dann gehst auch nach draußen.‘“

Nach einem erneuten familienbiographischen Stimulus beginnt Evgenia mit ihrem Übergang in die Elternschaft und der Entwicklungsgeschichte ihrer Kinder. Als die junge Frau erfährt, dass sie schwanger ist, freut sie sich beide Male auf ihre bevorstehende Mutterrolle. Die ersten drei Jahre ihrer Elternzeit, in denen sie mit ihren Kinder alleine daheim bleibt, bezeichnet sie rückblickend denn auch als unbeschwert. „Da war alles noch leichter gewesen.“ Gleich im Anschluss relativiert Evgenia jedoch den positiven Eindruck aus der Anfangsphase ihrer Elternschaft, indem sie auf eine Erziehungswirklichkeit verweist, die mit zunehmendem Alter der Kinder von belastenden Eindrücken geprägt ist. „Aber jetzte bisschen größer, bisschen schwieriger geworden, sagt man.“ In einer längeren Detaillierungsergänzung folgt daraufhin eine Aufzählung unterschiedlicher gemeinsamer Freizeitinteressen, die zunächst auf ein harmonisches Beziehungsverhältnis insbesondere in der Intimität des privaten Familienalltages hinweisen. So näht Evgenia mit ihrer modeinteressierten Tochter, baut Autos mit ihrem Sohn und spielt mit beiden leidenschaftlich Gesellschaftsspiele. Im Kontrast dazu werden die Entwicklungen in den außerfamilialen Lebensbereichen der Kinder als problematisch wahrgenommen. So hat die Mutter fast täglich Angst um ihre Kinder, wenn diese nicht pünktlich aus der Schule kommen. Zudem nimmt Evgenia auch zwischen

den Geschwistern immer häufiger ein aggressives Verhalten wahr, das sie eigentlicherweise auf den Einfluss des sozialräumlichen Milieus zurückführt. Der häufige Wechsel aus positiven und eher pessimistischen Erzählhaltungen verweist dabei auf eine ambivalente Gesamtgestalt der familienbiographischen Erfahrungsstruktur. Entsprechend vage fällt denn auch die Ergebnissicherung in diesem Segment der Stegreiferzählung aus: „Und dann guckst die an und denkst, das sind gute Kinder. Dann freu ich mich eigentlich auf die Kinder. Und manchmal sind sie böse.“

Das Spannungsverhältnis zwischen Familie und Öffentlichkeit deutet sich auch in den folgenden Erzählungen zu den Bildungsübergängen der Kinder an. Im Alter von drei und zwei Jahren gibt Evgenia ihren Sohn und ihre Tochter in eine Kindertageseinrichtung, um selbst wieder arbeiten gehen zu können. Dieser Übergang stellt die Kinder in der Wahrnehmung der Mutter sehr abrupt vor die Aufgabe, soziale Kontakte außerhalb des gewohnten privaten Umfeldes aufzunehmen. „Zu Hause immer mit Mama und auf einen Schlag, in den Kindergarten gehen, mit andere Kindern, andere Umgebung und andere erwachsene Frauen und Mama nicht dabei. Irgendwie haben sie erst mal erste Zeit geheult und so: ‚Ich will da nicht hin. Mach mir nicht Spaß.‘“ Nach einer längeren Eingewöhnungsphase finden Michael und Alissa dann doch sozialen Anschluss in der Kindertageseinrichtung. Vor allem das Mädchen zeigt in dieser Zeit ein auffällig prosoziales Verhalten, etwa indem sie für ihre Gleichaltrigen mit Vorliebe „die Friseurin“ spielt oder jüngeren Kindern beim Anziehen hilft. Michael wiederum gibt sich den Erzieherinnen gegenüber sehr hilfsbereit und übernimmt regelmäßig verschiedene Dienste in der Gruppe. Evgenia sucht des Öfteren das Gespräch mit den Erzieherinnen, zu denen sie im Grunde ein gutes Verhältnis hat.

In der Vorschulphase wird bei Michael eine Lernbehinderung festgestellt. Es fällt ihm schwer, sich auf konkrete Aufgabenstellungen zu konzentrieren, außerdem spricht er für sein Alter noch nicht gut genug, weshalb die Erzieherin in einem informellen Gespräch mit der Mutter von vornherein den Besuch einer Förderschule empfiehlt. Beim offiziellen Schuleignungstest wird Michael mit seinen sechs Jahren als schulfähig eingestuft, was Evgenia vor dem Hintergrund seiner Aufmerksamkeitsdefizite als zu früh ansieht. In dieser Situation fühlt sie sich mit ihren subjektiven Bedenken von den Experten nicht ernst genommen, geht aber nicht weiter dagegen vor: „Und dann hab ich auch gesagt, ist noch zu früh, um Einschulen lassen, weil er war schwierig immer zu, hat gespielt immer und so. Die Lehrerin haben gesagt: ‚Ja, probier aus!‘ Eine Schule probiert, Grundschule hier, zweite Schule probiert, dritte Schule, ging nicht und dann jetzt am Ende die vierte ist eine Sonderschule.“ Deutlich wird, dass Evgenia in dieser Situation überfordert ist, zu einer autonomen Einschätzung der altersgemäßen Entwicklung ihres Sohnes vor dem Hintergrund allgemeiner Schuleingangsvoraussetzungen zu kommen. Auf Grund fehlender sozialer Kontakte zu anderen Eltern fehlt es ihr an lebensweltlichen Vergleichsmodellen und Austauschmöglichkeiten. So ist die Mutter in der Interaktion mit den professionellen Hilfesystemen nur bedingt in der Lage, eigenständige Handlungsstrategien und Reflexionsformate aufzubauen oder private Bildungsförderung zu initiieren. Der frühe Bildungsübergang des Sohnes verläuft somit unter dem Eindruck häufiger sozialer Umbrucherfahrungen und steht nicht zuletzt auch im Zusammenhang mit fehlenden soziokulturellen Ressourcen im sozialen Herkunftsmilieu der Familie sowie frühzeitiger institutioneller Selektionsprozesse.

Alissa ist sieben Jahre alt, als sie eingeschult wird. In der Grundschule bekommt sie wegen unzureichenden Leistungen im Lesen, Schreiben und Rechnen Versetzungsprobleme und wird schließlich wie ihr Bruder im Alter von neun Jahren auf eine Förderschule verwiesen.

Die Anpassungsprobleme der Kinder an das leistungsbezogene Anforderungsprogramm der Schule stehen in einer Interdependenz mit den binnenfamilialen Interaktionsstrukturen. Der Mutter gelingt es nicht, ihre Kinder daheim zum Lernen oder zum Erledigen der Hausaufgaben anzuhalten bzw. sie dabei zu unterstützen. Während sie bei Michael schon nach kurzer Zeit resigniert, da der Junge „immer nur spielen will“, versucht sie bei Alissa etwas konsequenter zu sein. Vor allem als das Mädchen kurz vor dem Übergang auf eine Förderschule steht, wird es von Evgenia mit Erwartungsdruck konfrontiert. „Ich sage, ‚Beispiel nimmst du so von dein Bruder, er ist auch zu faul, will nicht lernen und so, [...] könntest du bleiben in diese Schule, könntest du machen, anstrengen und tun und machen.‘ Aber sie hat irgendwie auch komplett dicht gemacht.“ Beide Kinder erleben den Schulübergangsprozess letzten Endes in Verbindung mit häufigem Leistungsversagen. Zudem hindern sie die damit einhergehenden Schulwechsel daran, einen Freundeskreis im institutionellen Kontext aufzubauen. Die Mutter sieht sich in dieser emotional aufgeladenen Situation schließlich vor der Herausforderung, emphatisch auf die Kinder einzugehen und sie in ihrer Motivation sowie in ihren fachlichen Interessen zu bestärken. „Er freut sich auf Computer in der Schule. Dann sag ich immer: ‚Na siehst du, ich freu mich auch, wann dir macht Spaß in der Schule, dann macht’s mir auch Spaß.‘“

Auf Grund ihrer Eingebundenheit in die verschiedenen Ausbildungen und MAE-Tätigkeiten entscheidet sich Evgenia für eine Hortbetreuung ihrer Kinder. Über den anhaltenden Kontakt zu einer Erzieherin bekommt sie für Michael nach längerer Suche schließlich einen freien Platz in einer kleinen Gruppe, welche in der ehemaligen Kindertagesstätte des Jungen parallel betreut wird. Größtenteils ist Evgenia mit dem dortigen Angebot zufrieden, kennt das Personal und bringt sich auch des Öfteren ein, zum Beispiel als Begleitperson für Ausflüge. Auch für ihre Tochter findet Evgenia eine Einrichtung, zu der das Mädchen selbständig gehen muss, da der Hort an eine öffentliche Grundschule angeschlossen ist. Beide Kinder fühlen sich jedoch unwohl in den Hortgruppen und machen zum Teil drastische Mobbing Erfahrungen. So wurde Michael etwa mit einem zwischen zwei Bäumen gespannten Seil vom Fahrrad gerissen und dabei „fast erwürgt“. Als Evgenia sich in diesem Zusammenhang mit einem ärztlichen Attest an die Einrichtungsleitung wendet und sich über die Aufsichtsverhältnisse beschwert, erlebt sie erneut eine unzureichende Anerkennung ihrer mütterlichen Sorge und Mitbestimmung. „War bissn Problem mit Chefin und so, hat sie gesagt: ‚Dat stimmt nicht.‘ Und da hab gesagt: ‚Ich hab Zeugin als Ärztin, die kann beweisen.‘ War bissn Auseinandersetzung, aber nachher wieder war gut.“

In der Förderschule können bei Michael und Alissa die Defizite in Mathe und Deutsch bedarfsgerechter bearbeitet werden, weshalb sie sich in beiden Fächern etwas verbessern. Michael bekommt keine Zensuren, stattdessen wird die Mutter regelmäßig zu Entwicklungsgesprächen eingeladen. Hier erfährt sie, dass ihr Junge eine grundsätzliche Lernbereitschaft zeigt und individuelle Aufgaben mit der nötigen Geduld erledigt. Zudem sei er den Lehrern gegenüber aufgeschlossen und hilfsbereit. Den Kontakt zu den Lehrern nutzt die Mutter auch hin und wieder, um für sich Tipps im Umgang mit Michael einzuholen. So wendet sich Evgenia an die Schule, als sie in einer Alltagsituation, in der ihr Sohn nicht aufhören will, seine Spielzeugautos an die Wand zu werfen, keinen Rat mehr weiß. „Und dann haben Lehrer gesagt, ich sollte die Autos

erst mal verstecken, nicht geben. So und dann, wenn er vermisst sein Autos, sagen dann: „Hier hast dein Autos.““ Dieser autoritären Interventionsmaßnahme, mit der sie offenbar Erfolg bei ihrem Sohn hat, schreibt sie eigentheoretisch eine besondere pädagogische Relevanz zu. „Bis heute macht er Autos nicht mehr kaputt. Ja, da war richtig mit ihm damals.“ Über vereinzelte situative Handlungsvorschläge hinaus erfährt die Mutter aber keine systematische pädagogisch professionelle Beratung, die sie bei der Reflexion der kindlichen Verhaltensmuster vor dem Hintergrund der sozialen und lebensweltlichen Gesamtsituation der Familie unterstützen könnte. In diesem Zusammenhang bleibt die Mutter auf ihre eigenen alltagstheoretischen Wissensbestände und familienbiographischen Erfahrungen angewiesen.

Von ihrem Sohn erfährt Evgenia nur wenig über den Schulalltag. Dabei weiß sie von den Lehrern, dass der 11-Jährige auf Grund seines prekären Sozialverhaltens gegenüber den Mitschülern fortwährend Erfahrungen mit Gewalt macht. Die Mutter vermutet, dass der Junge aus Angst nichts erzählt. Mitunter ist der Junge aber auch selbst der Verursacher. Laut Auskunft der Lehrer, wäre er vor allem in Momenten reizbar, in denen er sich etwas mit anderen teilen muss. Als Michael der Mutter dann doch von einem Vorfall berichtet, bei dem er im Schülertaxi einen anderen Jungen im Streit mit einer Isolierkanne am Kopf verletzt, ist er bereits von der Schulleitung verwarnet worden und kommt dem offiziellen Elternbrief zuvor. In dieser Situation verteidigt Evgenia ihren Sohn und wirft den Lehrern vor, den Vorfall zu einseitig zu betrachten, denn auch der Mitschüler hätte zur Eskalation beigetragen. Generell legt sie Wert darauf, ihren Sohn nicht als Täter darzustellen. „Normalerweise, andere Kinder verprügeln ihn. Er sagt immer: „Ich will nicht wehtun andere Kinder, weh tun mir die Kinder.““

Auch Alissa „prügelt“ sich hin und wieder auf dem Schulhof. Vor allem aber fällt sie durch ihr Fernbleiben vom Unterricht auf. Evgenia bringt ihre Tochter daher so oft sie kann persönlich zur Schule. Auf die Lustlosigkeit des Mädchens kann sie jedoch wieder nur mit Drohungen reagieren. „Sie hat keine Lust manchmal, aber musst du zwingen dazu, zu gehen zur Schule, sonst sagst du: „Polizei, Polizei wird vor der Tür stehen, so.““ Das wiederkehrende Muster, zur Legitimation von Erziehungs- und Bildungsansprüchen gegenüber den Kindern auf äußere Kontrollinstanzen bzw. gesellschaftliche Zwänge hinzuweisen, deutet einmal mehr auf eine Selbstbehauptungsproblematik der Mutter hin.

Über das Ganztagsangebot der pädagogischen Grundsicherung ist Evgenia gut informiert. In der Schule und im Hort nutzen die Kinder, so oft es geht, die Möglichkeit, an Wandertagen, Ferienlagern und Nachmittagsveranstaltungen teilzunehmen. In langen Passagen erzählt Evgenia über die zahlreichen auch überregionalen Unternehmungen, die den Kindern von den Lehrern offeriert werden. Wenn sie die Talente und Neigungen ihrer Kinder darüber hinaus auch gerne außerschulisch fördern würde, erweist sich die Mutter auf der Suche nach entsprechenden zusätzlichen Kurs- und Bildungsangeboten als unsicher und unselbständig. So hat sie bisher keinen Verein finden können, in dem die Tochter ihrer Vorliebe für das Singen und Tanzen nachgehen kann. Auch für ihren Sohn, der des Öfteren durch sein musikalisches Talent aufgefallen ist, kann sie nach mehreren Nachfragen, etwa im Familienfreizeitzentrum kein adäquates Angebot finden. Erst als ihr von einer pädagogischen Fachkraft im Rahmen einer Feier im Jugendclub der Leiter einer Musikschule vorgestellt wird, vereinbart sie mit ihm eine Probestunde, die kurz vor dem Interview stattfand. „Und da pro Monat haben sie gesagt, zwei fuffzig, ist nicht teuer. Da kann er gehen. Und ihm macht Spaß.“

Wenn sich Evgenia mit ihren Kindern alleine beschäftigt, geht sie auf deren individuelle Interessen ein. So kauft sie ihrer Tochter regelmäßig Modezeitschriften und

‚entwirft‘ mit ihr neue Kleider, während sie mit ihrem Sohn eher jungentypischen Aktivitäten nachgeht. „Und dann sie sagt: ‚Mama, komm mach Mode‘, dann mach ich mit ihr malen von Mode alles drum und dran, und mein Sohn sagt: ‚Mama, komm, wir machen Auto spielen‘ und da freuen sie sich auch, wenn Mama spielt mit und so, und Mama freut sich auch genauso.“ Beschäftigt sich die Mutter mit Tochter und Sohn gleichzeitig, kommt es zunehmend zu Streitigkeiten unter den Geschwistern. Als anekdotisches Beispiel wird ein gemeinsames Kartenspiel aufgeführt, bei dem Michael seine Schwester mit unfairen Spielweisen provoziert. „Sie regt sich auf, wir lachen beide, er und ich, und meine Tochter regt sich auf.“ In einer längeren episodischen Darstellung entsteht gewissermaßen der Eindruck, dass sich Evgenia in solchen Situationen nur unzureichend in einer neutralen und vermittelnden Elternrolle wahrnimmt, um darüber den Streit zwischen den Geschwistern zu schlichten.

Einen großen Teil der gemeinsamen Familienfreizeit machen Außenaktivitäten aus. Evgenia geht mit ihren Kindern dann zu öffentlichen Veranstaltungen, begleitet sie in den Jugendclub oder spielt mit ihnen Fußball. Auffällig ist, wie präsent die Vierzigjährige in der Freizeit- und Erlebniswelt ihrer 10- und 11-jährigen Kinder ist und wie diese das nach Aussagen der Mutter auch von sich aus einfordern. „Gehen wir Fußball spielen und so, Mama muss auch mitspielen mit Kinder in Freizeit. Manchmal von der Arbeit komm kaputt, sag ich: ‚Kann ich nicht mehr.‘ – ‚Na komm, Mama, komm.‘ Und dann muss Mama auch mitspielen Fußball mit paar Kinder, draußen spielen, auf Spielplatz.“ Auch die Aktivitäten der Kinder im engeren Freundeskreis finden überwiegend in der Obhut von Evgenia statt. So besucht Alissa eine befreundete Mitschülerin aus dem Nachbarort regelmäßig in Begleitung der Mutter und des Bruders. Darüber hinaus stehen die Kinder mit dem Sohn von Evgenias bester Freundin sowie einem gleichaltrigen Jungen aus der Nachbarschaft in engem Kontakt. Mit dem Nachbarjungen, der in den beiden Geschwistern ebenfalls seine einzigen Freunde gefunden hat, treffen sich die Geschwister fast täglich. Zwischen den Kindern hat sich ein intensives Tauschverhalten entwickelt. Vor allem sind es Süßigkeiten oder Handymelodien, es werden sich gegenseitig aber auch „Andenken“ gekauft. Grundsätzlich ist die 40-Jährige ganz froh über diesen doch eher exklusiven Freundeskreis ihrer Kinder. Der Nachbarjunge ‚Steve‘ sei wenigstens ein „vernünftiger Junge, der keinen Mist macht.“

Die sozialen Selektions- und Kontrollbemühungen im mütterlichen Erziehungsverhalten stehen in einem engen Zusammenhang mit der subjektiven Wahrnehmung eines prekären sozialen Umfeldes der Familie, das von Gewalt und Kriminalität geprägt ist. „Anklam ist schön, gefällt mir. Kinder sind hier geboren, ihnen gefällt es auch hier. Aber Atmosphäre gefällt nicht. Beispielsweise wird verprügelt oder geklaut oder noch irgendwie wat.“ Auf Grund des Migrationshintergrundes der Mutter macht die Familie des Öfteren direkte und indirekte Diskriminierungserfahrungen im sozialräumlichen Kontext. Einerseits werden Michael und Alissa konkret mit Ausdrücken wie „russische Schweine“ beschimpft, andererseits fühlen sich Mutter und Kinder häufig zu Unrecht für bestimmte Missstände oder Vorfälle im Nachbarschaftsmilieu beschuldigt. Mit mehreren Beispielen verweist Evgenia auf eine aggressive Grundstimmung, mit der ihr und den Kindern im Wohnumfeld begegnet wird. Als die Tochter etwa bei einem Nachbarn klingelt, da sie den Wohnungsschlüssel vergessen hat, schickt dieser das Mädchen mit einer Morddrohung davon. Zudem wohnt in der Nachbarschaft ein 17-jähriger Junge, der die Kinder regelmäßig schlägt und bedroht. Ihre Versuche, den Nachbarn oder den Jungen selbst zur Rede zu stellen, sind erfolglos. Erst als sie die Polizei einschaltet, hören die Drohungen auf.

Die Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen in den Lebenswelten ihrer Kinder sind für Evgenia die größte familiäre Belastung sowie die Ursache ihrer permanenten Angst um das Wohlergehen von Michael und Alissa. „Kinder beispielsweise Hort gehen, Schule gehen aber trotzdem, wann du schaffst nicht, äh, rechtzeitig diesen Zug von der Arbeit nach Hause, da hast du auch Angst. Lebt dein Kind, oder lebt dein Kind nicht.“ Umso wichtiger ist es ihr, dass die beiden immer über das Handy erreichbar sind und beim Verlassen der Wohnung Zettel hinterlegen, auf denen sie ihre Aufenthaltsorte angeben. Wenn die Mutter ihre Kinder im Interview vorwiegend als Opfer stilisiert, wird aber auch deutlich, dass gerade Michael selbst zunehmend aggressives Verhalten anderen Gleichaltrigen gegenüber zeigt. So berichtet Evgenia in knappen Ausführungen von einem Vorfall, bei dem der 11-Jährige einem Jungen, mit dem er sich zuvor gestritten hat, den Arm bricht, indem er wiederholt auf diesen eintritt. In der Folge muss Michael den Verletzten ins Krankenhaus begleiten, um sich auf dem Röntgenbild das Ausmaß der Verletzungen anzusehen.

Generell macht Evgenia sich große Sorgen um den Einfluss der sozialökologischen Rahmenbedingungen auf die Sozialisation ihrer Kinder. Vor allem Michael beschreibt sie als sehr beeinflussbar. So wird der Junge von anderen Heranwachsenden häufig zu ungleichen Tauschaktionen überredet, etwa indem er sein Handy gegen Spielzeug herausgibt. Erfährt die Mutter von derartigen Vorfällen, fordert sie stellvertretend für ihren Sohn dessen Besitztümer wieder zurück. Michael zeigt sich dann meist uneinsichtig und tauscht wie im Fall des Handys auch erneut hinter dem Rücken der Mutter. Laut Evgenia werden ihre Kinder von anderen Peers auch zu deviantem Verhalten angestiftet. „Weil wenn andere irgendwie was kaputt machen und klauen, meine Kinder machen auch das mit und so. Dann machen sie auch Mist, dann machen auch kaputt.“ Die Versuche der Mutter, den Kontakt der Kinder zu den zumeist schon etwas älteren Jugendlichen zu unterbinden, wirken hilflos. Evgenia hat inzwischen Angst, bei den Jugendlichen zu intervenieren. „Dann mischt du dich ein, manchmal, wobei du selber Angst hast, kriegst du eine von andere große Junge auch selber auf Deckel, oder sagt: ‚Halt deine Klappe du alte Hure.‘“ An dieser Stelle deutet sich ein Identitätskonflikt der Mutter an, die den negativen Einflussfaktoren auf die soziale Entwicklung ihrer Kinder zunehmend mittel- und initiativlos gegenübersteht.

Ein großes Problem sieht Evgenia darin, dass sich die prekären Umgangsformen aus dem sozialen Umfeld der Kinder auf die binnenfamilialen Beziehungen auswirken. Besonders in ihrer Abwesenheit kommt es unter den Geschwistern häufig zu heftigen Streitigkeiten, die auch in körperlichen Auseinandersetzungen enden können. Michael und Alissa fällt es in erster Linie schwer, sich etwas zu teilen. Bisweilen gelingt es Evgenia, die Geschwisterkonflikte mit einer gewissen Rigidität zu unterbinden. „Dann sag ich: ‚So, wenn ihr könnt nicht teilen dieses Spielzeug, ich nehm das weg und versteck dat.‘ Dann beide heulen sie n bisschen und nachher wieder gut. Aber erst mal bocken sie doll.“

Evgenia gibt an, ihre Kinder grundsätzlich gewaltfrei erziehen zu wollen. Dabei ist sie sich ihrer Modellwirkung durchaus bewusst. Schläge kommen für Evgenia als erzieherisches Mittel nicht in Frage. Demgegenüber hat die 40-Jährige im Umgang mit Regelverstößen eine Verbotsmentalität entwickelt, die eine dialogische Kommunikation oder ein rationales Argumentieren häufig ersetzt. Während eines Streites kann es dabei durchaus auch zu einer Kumulation verschiedener Verbote kommen: „Sie wollte noch später rausgehen und ich sag: ‚Gut, du so, ich so.‘ Tür auf von Schlafzimmer, rein, Tür zu, Feierabend. ‚Und probier mal rausgehen‘, sag ich nachher. ‚Dann kriegst du Ärger‘, sag ich und so. ‚Da gehst du morgen nicht zu Freundin.‘ ich habe gesagt,

so. Und dann ist Taschengeld gestrichen. Da muss man Stubenarrest geben, kein Fernsehen, kein Playstation, kein Fahrrad nix, alles drum und dran.“ Sowohl bei ihrer Tochter als auch bei ihrem Sohn stößt sie mit ihrem autoritären Erziehungskonzept jedoch auch regelmäßig auf Widerstand. „Manchmal ganz schön hart mit ihnen, kämpfen.“

Zugleich beschreibt Evgenia auch ein sehr emotionales Verhältnis zu ihren Kindern, das in bestimmten Situationen, wie etwa beim Einschlafritus oder beim morgendlichen Verabschieden körperlich sowie verbal zum Ausdruck kommen kann. „Dann sagen sie: ‚Mama, Tschüss, ich hab dich lieb.‘ Sag ich genauso: ‚Ich hab dich auch lieb‘ und so.“ Zudem hebt sie hervor, dass die Kinder der Mutter gelegentlich auch mit Gesten ihre Zuneigung zeigen, z. B. indem sie ihr das Frühstück an das Bett bringen. Einen auffällig hohen Stellenwert haben Geschenke als Medium der gegenseitigen Anerkennung und Belohnung. „Ist dann schön und so, wenn sie sind lieb, kaufen mir, schenken mir das und das und so. Dann freu ich mich auch dazu, und die auch. Dann kauf ich auch ein Geschenk.“ Vor allem im Mutter-Tochter-Verhältnis sind Tendenzen einer materialistischen Beziehungskultur erkennbar, etwa wenn Evgenia berichtet, dass sie „manchmal“ von der 10-Jährigen mit Parfum überrascht wird.

Michael investiert sein Taschengeld für gewöhnlich in Süßigkeiten oder „Knackewurst“, die er dann zu Hause „schnell“ aufisst. Dabei ist er mit 61 Kilogramm deutlich übergewichtig für sein Alter. Das kritische Essverhalten ihres Sohnes wird von Evgenia zwar thematisiert, dennoch zeigt sie im alltäglichen Umgang damit ein eher geringes Problembewusstsein. „Er mag gerne viel was essen. Schokolade auch mal mehr, naschen beide genauso. Aber ich denk ist schön.“ Auch in diesem Zusammenhang scheint ein übermäßiges Konsumverhalten eine Art Belohnungsfunktion in der familialen Erziehungspraxis zu erfüllen.

Generell ist Evgenia bemüht, ihre Kinder im Rahmen der finanziellen Möglichkeiten mit besonderen Freizeitaktivitäten zu erfreuen und von den Problemen des Alltags abzulenken. Dies zeigt sich gewissermaßen auch in ihrem Erzählverhalten, wenn sie nach der Darstellung typischer Alltagskonflikte immer wieder in längere Exkurse über die positiven Erfahrungen mit gemeinsamen Unternehmungen übergeht. „Wenn is artig und is lieb und so, und hat nichts gemacht, keine Dummheiten, dann machen wir viele Ausflüge, beispielsweise nach Berlin oder so. Beispielsweise wir waren in Polen in Schwimmbad mit Kindern und so.“

Die 40-Jährige gibt ferner auch keine Auskünfte darüber, ob sie nach der Beziehung mit dem Vater der Kinder erneut eine Partnerschaft einging oder ob sie sich eine für die Zukunft wünscht. Vielmehr vermittelt sie den Eindruck, sich mit dem Lebensentwurf als Alleinerziehende arrangiert zu haben. Über die Bedeutung dieser Familienform für die Kinder scheint sie sich indes unsicher zu sein. „Ich hab kein Freund, ich bin alleinerziehende Mutter, aber trotzdem malen sie Mama und Papa.“ Vor diesem Hintergrund erweisen sich zwei enge Freundinnen von Evgenia, die ebenfalls in Anklam leben, als identitätsstiftende Bezugspersonen. Bei beiden Frauen handelt es sich ebenfalls um alleinerziehende Mütter. Eine der beiden Freundinnen weist als Polin ebenso einen Migrationshintergrund auf. Über gemeinsame Freizeitaktivitäten hinaus, stehen sich die drei Familien auch strukturell als lebensweltliches Unterstützungssystem zur Verfügung, etwa wenn die Mütter sich gegenseitig bei Gelegenheit auch mal bei der Kinderbetreuung aushelfen. So hat sich zwischen Evgenias Kindern und den beiden „Tanten“ inzwischen ein vertrauensvolles Verhältnis entwickelt.

Insgesamt ist das soziale Netzwerk der Familie über die beiden Freundinnen der Mutter hinaus eher gering ausgeprägt. Dabei kommt zum Vorschein, dass sich Evgenia auf Grund negativer Erfahrungen mit außerfamilialen Bezugspersonen selbst immer



mehr von ihrem sozialräumlichen Milieu distanziert. So hat die Mutter den Kontakt zu einem längere Zeit befreundetem Ehepaar aufgegeben, das sich bei einem Besuch der Familie vor Michael und Alissa stark angetrunken gegenseitig zu schlagen begann. „Habe auch nicht eingemischt, nichts gesagt, los gleich mit Kinder und die sagen: ‚Oh, ist lustig, wir wollen gucken wie Puppentheater ist das‘ sagen sie so. Ich sag: ‚Nee, das muss nicht sein, das ist gar kein Puppentheater, los ab.‘“ Mit Blick auf dieses Erlebnis verfällt Evgenia in eine längere Gesellschaftskritik, in der sie auf eine zunehmende Prekarisierung der sozialen Verhältnisse im Umfeld der Familie verweist. Gegen die täglichen Erfahrungen ihrer Kinder mit Diskriminierungen und Gewalt, nicht nur im Peer-Kontext sondern auch von Seiten Erwachsener, käme sie mit ihren Erziehungsmaximen nur bedingt an. „Und wir wollen beispielsweise, dass Kinder nicht schlechte Wörter zu Erwachsenen sagen, nicht schlechte Wörter gegenseitig sagen. Aber gibt’s so was nicht, die hören von andere Erwachsene, Kinder andere auch hören von Erwachsene, und so.“

Zu ihren eigenen Eltern und Geschwistern geht Evgenia erst auf konkrete Nachfrage ein. Der Vater ist vor vier Jahren gestorben. Zu den beiden Brüdern, die in Süddeutschland sesshaft wurden, hat sie nur wenig Kontakt. Ihre Mutter und ihr zweitältester Bruder, die ebenfalls in Anklam leben, sind jedoch regelmäßig präsent im Leben der kleinen Familie. Die Kinder haben die Möglichkeit, nach dem Hort noch Zeit bei ihrer Oma und ihrem Onkel zu verbringen, wenn Evgenia etwas länger arbeiten muss. Laut Evgenia freuen sich Michael und Alissa vor allem immer über das Taschengeld, das sie bei jedem Besuch erhalten. Da sowohl die Mutter als auch der Bruder in ihren Bewegungsmöglichkeiten körperlich eingeschränkt sind, nimmt sie deren Unterstützung in der letzten Zeit jedoch immer seltener an.

In Rückblick auf ihre eigene Kindheit stellt Evgenia eine ambivalente Beziehung zu ihrer Mutter in den Vordergrund. Als Mädchen fühlte sie sich gegenüber ihren Brüdern grundsätzlich benachteiligt und hat oft „Schläge mit der Hand oder dem Kochlöffel“ erhalten, auch wenn sie die ihr auferlegten Regeln und Pflichten befolgte. Dementsprechend hatte sie stets Angst vor der Unberechenbarkeit der mütterlichen Strenge. Im Gegenzug dazu beschreibt sie ihre Mutter aber auch als fürsorglich und engagiert. So wurde in der Herkunftsfamilie ebenso immer viel Wert auf gemeinsame Freizeitaktivitäten und Unternehmungen in der Region gelegt. Im direkten Vergleich mit sich sieht sie daher durchaus Parallelen in der mütterlichen Alleinzuständigkeit sowie in der mütterlichen Präsenz im Alltag der Kinder. Deutliche Unterschiede zur herkunftsfamilialen Erziehung markiert Evgenia eigentheoretisch vor allem im Verzicht auf Gewalt gegenüber ihren Kindern. Zudem weist sie geschlechtsspezifische Zuständigkeiten im Haushalt zurück, indem sie versucht, Michael und Alissa gleichermaßen einzubinden. So hat jedes Kind für die Ordnung im eigenen Zimmer zu sorgen. Inwiefern Evgenia sich in ihrer Erziehung und Lebensführung an den katholischen Wertvorstellungen im Herkunftsmilieu orientiert, bleibt grundsätzlich offen. Erst bei den Angaben zu den Vereinsmitgliedschaften im soziodemographischen Datenbogen, wird ersichtlich, dass die Familie regelmäßig an den Gottesdiensten der evangelischen Kirchengemeinde teilnimmt. Direkte Hinweise auf eine sinnstiftende bzw. kompensatorische Bedeutung der Gemeindezugehörigkeit sind dem Interview aber nicht zu entnehmen.

Über das universelle Freizeitprogramm im Familienzentrum sind Evgenia keine weiteren institutionalisierten Angebote der Eltern- und Familienbildung bekannt. Konkreten Unterstützungsbedarf sieht sie bei sich vor allem im Umgang mit Behörden. Als Hartz IV-Empfängerin wird sie mit einer Vielzahl von Anträgen konfrontiert, was bei ihr häufig eine Orientierungslosigkeit hervorruft. „So, eigentlich komm ich klar,

beispielsweise mit Rechnung, Überweisung und so. Bloß nur damit nicht, was machen, wenn beispielweise, ich hab dat nicht, dat nicht, fehlen Papiere und so. Und wo soll ich das holen und so, da brauch ich dafür Unterstützung.“

Analytische Abstraktion:

Im vorliegenden Fall einer alleinerziehenden Mutter mit Migrationshintergrund ist der familienbiographische Entwicklungsverlauf strukturell von sozialen Deprivations- und Marginalisierungstendenzen bestimmt. Neben den beruflichen Integrationsproblemen der Mutter sind es vor allem die direkten Diskriminierungserfahrungen der jungen Familie im sozialräumlichen Milieu, die sich belastend auf den Familienalltag und die innerfamilialen Beziehungsprozesse auswirken. Auf Grund der subjektiven Wahrnehmung prekärer sozialökologischer Rahmenbedingungen und geringer Mitbestimmungsmöglichkeiten in den institutionellen und sozialen Lebensweltbereichen der Kinder zieht sich Evgenia in ihrer familialen Lebensführung zunehmend auf sich zurück und entwickelt eine behütend-kontrollierende Erziehungshaltung. Dabei lässt sich auf der Handlungsebene eine latente Orientierung an der autoritären Erziehungskultur im familialen Herkunftsmilieu erkennen. Die intergenerative Tradierung eines Befehlshaushaltes weist zwar Muster einer selektiven Modernisierung in den Erziehungspraxen und Interaktionsbeziehungen auf, insbesondere im Verzicht auf körperliche Sanktionierungen. Anstelle einer reflexiven Verarbeitung des gesellschaftlichen Wandels traditioneller Machtbalancen zwischen den Generationen sind es in diesem Zusammenhang aber eher die alltäglichen Erfahrungen mit gewaltaffinen Strukturen im milieuspezifischen Umfeld der Familie, von denen sich Evgenia kritisch distanziert. Schließlich bleiben die pädagogischen Prozesse im Alltag der Familie wenig dialogisch und sprachlich-reflexiv und stehen somit im potentiellen Spannungsverhältnis zu den Erziehungsanforderungen und Verhaltensnormen in den öffentlichen Sozialisationsinstanzen der Kinder.

Das Elternkonzept und das Erziehungsverhalten von Evgenia entwickeln sich unter dem Eindruck mangelnder Selbstwirksamkeitserfahrungen. Gegenüber einer gemeinsam ausgehandelten Struktur familialer Alltagsregeln und Werteorientierungen erscheinen die mütterlichen Erziehungspraxen in erster Linie situativ und reaktiv. Dabei erweisen sich die pädagogischen Problemlösungsstrategien und Interaktionsmuster in Form von standardisierten Verboten und Ermahnungen einerseits sowie materialistischen Belohnungen andererseits nur wenig antizipativ und flexibel, insbesondere vor dem Hintergrund der jeweiligen sozialen Entwicklungsverläufe und Problemhintergründe der beiden verhaltensauffälligen Kinder. So kollidieren die Autoritäts- und Kontrollansprüche von Evgenia etwa zunehmend mit den konflikthaften Verselbständigungsprozessen der frühadoleszenten Kinder im Kontext einer milieuspezifischen, gewaltförmigen Peer-Kultur. Hinzu kommt, dass die Mutter mit ihren eingeschränkten sozioökonomischen und bildungsbiographischen Ressourcen, fehlenden lebensweltlichen Unterstützungsinstanzen aber auch sprachlich-kulturellen Barrieren dem frühen Scheitern ihrer Kinder im Bildungssystem nur bedingt eigeninitiativ entgegenwirken kann. Gerade im Zusammenhang mit den Bildungsübergängen der Kinder nimmt sich Evgenia in ihren Entscheidungs- und Handlungsmöglichkeiten durch die Definitionsmacht öffentlicher Institutionen weitestgehend fremdbestimmt wahr.

In ihrer mütterlichen Fürsorge verfügt die Mutter über ein grundsätzliches Problembewusstsein für die psychosoziale Belastungssituation der Familie und die negativen Entwicklungsverläufe ihrer Kinder, die neben Übergewicht und Schulfrustration eine erhöhte Aggressionsbereitschaft aufzeigen. In diesem Zusammenhang kommt

denn auch ihre grundsätzliche Bereitschaft für pädagogisch professionelle Beratung zum Vorschein, die bisher jedoch nicht über sporadische Ratschläge von einzelnen Lehr- und Fachkräften hinausging. Der eher unsichere Zugang zu öffentlichen Hilfsystemen resultiert dabei womöglich auf einzelnen negativen Erfahrungen mit Institutionen, in denen es aus Sicht der Mutter zu einer Bevormundung und fehlenden Anerkennung der eigenen Problemsicht, etwa was die Rolle des Sohnes als Mobbingopfer angeht, kam. Darüber hinaus mangelt es Evgenia aber auch an geeigneten Informationsstrategien, um bedarfsgerechte Unterstützungsangebote für Eltern und Familien gezielter wahrnehmen zu können. Bereits ihre Situation als Hartz IV-Empfängerin stellt sie im alltäglichen Umgang mit den komplexen administrativen Anforderungsstrukturen des Sozialsystems vor große Herausforderung. Allein das Beantragen von regulären Leistungen, wie etwa dem Essensgeld für den Hort der Tochter, konfrontiert die Mutter, die erst als Erwachsene nach Deutschland migrierte, mit sprachlich-kulturellen Hürden. In erster Linie benötigt Evgenia somit eine professionalisierte Hilfe, die Beratungs- sowie Vermittlungsfunktionen übernimmt.